

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 200.

Samstag, 28. August.

1915.

(1. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Der Oberst, der auch an diesem Ausritt teilnahm, mußte all seine Aufmerksamkeit einer neuen Stute, die er einritt, zuwenden, da konnte er sich nicht viel um Tochter und Keffen kümmern. Die brannten mit ihren Pferden los, voran Friedel, dem Artilleristen ein neckendes: „Jang' mich!“ zurufend. Als er die Fliehende endlich einholte und die beiden Pferde Seite an Seite hielten, da hatte Hans übermütig seinen Arm um Friedels Hals geschlungen und ihren Kopf zu sich herüberziehend, küßte er sie schnell und lachte: „Diesen Kuß zur Strafe für deine Wildheit.“ Ein süßer Schauer war über ihren Körper geglitten und sie machte keine Miene, sich dem umwindenden Arm zu entziehen, bis plötzlich ein lautes „Donnerwetter!“ an ihr Ohr schlug. Da riß sie sich los. Oberst Sorhagen parierte sein Pferd und meinte vergnügt: „Na, Kinder, seid Ihr endlich einig, denn daß aus euch beiden ein Paar werden mußte, das wußte ich schon damals, als ihr noch kleine Krabben wart. Bist mir als Schwiegersohn willkommen, Hans.“ Er reichte dem jungen Offizier die Hand, die dieser wie unter einem Banne nahm. „Mach' das Mädchen glücklich, Hans, — sonst kriegst du's mit mir zu tun, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ Hans sah ferngerade.

„Quatsch! Wir sind doch hier nicht im Dienst, Junge. Na, da ihr beide nun glücklich verlobt seid, kann ich mich wieder mit dem hochbeinigen Schinder beschäftigen. Dir, Friedel, gratuliere ich zu Hause, mußt noch ein bißchen warten, momentan habe ich die väterlichen Arme nicht frei.“

Hans und Friedel sahen sich beide an. Das Gesicht des Mädchens strahlte, doch Hans Budenbach sah ein bißchen erstaunt drein. Merkwürdig! seine Verlobung, die hatte er sich doch eigentlich bedeutend anders vorgestellt. An der Verlobung trug der kleine Kuß die Schuld, bei dem er sich wahrhaftig nichts Besonderes gedacht. Friedel, sein Freund, sein Kamerad, nun seine Braut.

Warum nicht? Das Erstaunen in seinem Gesicht verlor sich. Schließlich paßten sie doch sehr gut für einander und hübsch war Friedel auch — also was wollte er denn weiter!

Langsam ritten sie heim, ab und zu lächelte er Friedel an und dabei redeten sie von Pferden und Reiten und von dem Dalmatinerhund, den er sich neulich gekauft.

Das war Komtesse Friedel Sorhagens Verlobung mit dem Grafen Hans Budenbach.

War das ein herrliches Wetter heute, der Rennklub konnte wahrhaftig zufrieden sein, denn eine unzählige Menschenmenge hatte dem Rennen beigewohnt. Unablässig rollten die Wagen die schöne Forsthausstraße entlang, eine schier endlos lange Kette aller möglichen Gefährte. Privatautos schossen dahin, ab und zu ein Warnungssignal hören lassend, das Klang gleich dem

Todeschrei eines häßlichen unheimlichen exotischen Tieres, schöne Landauer und Equipagen der verschiedensten Bauarten folgten. Red und übermütig wanden sich ein paar Dogcart's hindurch. Nun ein Biererzug mit prächtigen ungarischen Schimmeln bespannt, Kutscher und Diener in einfacher, schicker, grauer Livree. Weiter hinten reichte sich breit und massig die Mailcoach eines bekannten Fahr- und Reitinstituts ein, und dazwischen viele, viele gemietete Automobile und Droschken. Kaleidoskopartig glitt das Getriebe auf der breiten Fahrstraße an den Menschen vorüber, die die Wege besetzten und mit neugierigen Augen die Vorüberfahrenden kritisierten. Uniformen leuchteten auf und lange teure Straußensfedern wackelten wie bunte Siegesfahnen von den Hüften schöner verwöhnter Frauen.

Oberst Sorhagens Equipage war eine der ersten gewesen, die den Heimweg angetreten hatte. Hans Budenbach saß neben seiner Braut und er konnte sich des Lobes über „Laufbengel“ noch immer nicht genug tun.

„Morgen früh will ich nach Niederrad und „Laufbengel“ einmal besuchen“, meinte er, und zuversichtlich fügte er hinzu, „ich bin überzeugt, mein Schimmel wird noch eine Berühmtheit. Der kleine Ulan, der Finkenborn, der ja bekanntlich einen feinen Niescher für so was hat, hat mir, als ich nach meinem Rennen kaum von der Woge runter gehüpft war, fünftausend Mark. Und dreie kostet mich „Laufbengel“ bloß. Aber natürlich gebe ich den Wallach nicht her.“

Gräfin Sorhagen machte ein mokantes Gesicht. „Ihr seid ja die reinsten Pferdehändler.“

Hans lachte: „Weißt du, liebe Tante, Pferdehandel ist nach meiner Ansicht ein höchst ehrenwerter Beruf und so'n bißchen Pferdeschacher unter Kameraden ist überhaupt das Feinste, was man hat“, er schnitt eine spitzbübische Grimasse, Friedel wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, so drollig und hübsch sah er aus.

„Ach, Kinder, laßt mal die Pferde einen Augenblick beiseite, mich präzise interessiert augenblicklich die Magenfrage bedeutend mehr“, schnitt der Oberst seiner Frau das Wort ab, die ihrem Keffen etwas erwidern wollte. „Wo nehmen wir unsere Abenddunkung ein? Wir essen doch zusammen, was Hans?“

„Natürlich, Entel, eigentlich hätte ich ja im Rennklub „Laufbengel“ ein bißchen feiern müssen, ich habe aber meinen Kameraden, die mir anvertrauten, daß sie heute eben Durst auf Sekt haben, schon gesagt, sie sollten sich den man verneinen, ich müßte es auch, da ich in Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwiegereltern soupiieren würde, und die brauchten vor der Hochzeit nicht zu erfahren, daß ich ein Schlemmer bin.“ Er blickte bei diesen Worten richtig jugenhaft vergnügt drein.

„Ich trinke auch gerne Sekt, namentlich wenn er mich nichts kostet“, sagte der Oberst lakonisch und schmunzelte.

„Fein, da gestatte ich mir, meinen hochverehrten Herrn Oberst sowie meine Frau Schwiegermama und mein Fräulein Braut alleruntertänigst zu einer Flasche Champagner einzuladen.“

„Wir wollen uns aber ein Plätzchen suchen, wo wir nicht gleich „ganz Frankfurt“ treffen“, meinte Oberst Sorbagen und rief dem Kutscher zu, wohin er fahren solle. Schon war man in der Scharnhorststraße. Nun rollte der Wagen über den Bahnhofplatz, links lag massig und wuchtig der riesige Bahnhofsbau. Jetzt ging es im schlanen Trabe die belebte Kaiserstraße hinunter und bald hielt man vor einem großen Restaurant. Man stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf, durchschritt einen Saal und stand nun auf einer nicht allzu geräumigen, aber geschickt gelegenen Terrasse. Noch waren die meisten Tische frei, nur ein Pärchen saß in einer Ecke, und von einem Tisch an der Brüstung sprangen bei dem Eintritt der beiden Offiziere zwei Einjährige auf. Hanauer Männen, die sich hier nach dem Rennen mit dem Problem beschäftigten, Gummern mit Rheinwein hinunterzuspülen. Um sie in diesem löblichen Tun nicht zu lange aufzuhalten, winkte der Oberst schnell ab. Als sich die beiden langen Menschen niederlegten, glaubte Friedel zu hören, wie einer dem andern aufküsterte: „Graf Budenbach, der „Lausbengel“ geritten.“ Ein freudiger Stolz wallte in ihr auf. Sie sah ihrem Verlobten gegenüber und plauderte mit ihm und stieß mit ihm an auf „Lausbengels“ Wohl, und der Champagner färbte ihre Wangen röter und ließ ihre braunen Augen leuchtender werden. Sie ist wirklich sehr hübsch, dachte Hans Budenbach, wenn sie nur nicht so'n „Frosch“ wäre, sondern ein wenig entgegenkommender, wärmer, und Friedel dachte, wenn er nur mal ein einziges laises Liebeswort für sie übrig hätte, das jeder hören dürfte, so ein Wort, wie er es vielleicht gesprochen hätte damals im Walde, als er sie küßte und der Vater dazufam.

Allmählich begann sich die Terrasse zu füllen, alle Tische waren besetzt. Aus dem Saale klangen weich und sehnlich die Rhythmen ungarischer Weisen, die Geigen schluchzten und lachten in überströmender Freude, in unsäglichem Leid. — Schon zeigte der Himmel ein dunkleres Blau und die untergehende Sonne malte die kleinen weißen Wölkchen rosig, und dann erblauete die rosige Farbe zu einem matten Grau und das Blau des Himmels ward fast schwarz. Auf den Tischen flammten die rotbeschilderten elektrischen Lampen auf und droben am Firmament flimmerten silbern und kühl und fern die ewigen Sterne. Die Fahne des Bismarckdenkmals drunten in der Anlage sah aus wie der Flügel eines riesigen Raubvogels, der sich dort niedergebückt hatte, und von der Kaiserstraße tönte das einförmige Klingeln der vorübergleitenden Trambahnen und das Rollen der Wagen auf dem Asphalt. Die Melodie der Großstadt.

„Hier sitzt es sich ganz famos“, äußerte der Oberst, „und ein gutes Publikum“, setzte er nach einem flüchtigen Rundblick hinzu. Seine Frau stimmte ihm bei.

Das Ehepaar vertiefte sich bald in sein liebstes Thema: das Avancement, das ja Stoff zu reichlichen Erörterungen bot, und Friedel und Hans langten nach kurzem Umweg wieder bei „Lausbengel“ an.

Im Eifer des Gesprächs legte der junge Offizier über den kleinen Tisch hinüber seine Hand leicht auf Friedels Rechte, mit der sie eben das Weinglas ergriffen hatte. Der dünne Kelch bebte leise und eine süße Unruhe stieg in ihr auf und machte ihren Arm schwer. Hans starrte einen Augenblick und mit leichtem Bekommen sah er das Mädchen an. Sollte er ihr mit der Bezeichnung „Frosch“ doch unrecht getan haben? „Wie schön deine Augen sind, Friedel, sie leuchten so eigen heute“, wie ein heißer Hauch wehte es zu ihr herüber; Vater und Mutter sprachen laut und eifrig und achteten ihrer nicht.

Eine unendliche Seligkeit erwachte plötzlich in ihr

und nur ein hilfloses bebendes „Hans“ brachte sie hervor.

Seine Augen senkten sich tief und fragend in die ihren. „Ich habe dich lieb, Hans“, tönte es in ihrem Herzen, und „ich habe dich lieb, Hans“, wollte es sich gewalttätig über ihre Lippen drängen. Die Eltern debattierten immer noch über ein gutes und schlechtes Avancement. Weich schmeichelten die Geigen der Ungarn und weckten die Sehnsucht nach Glück und Liebe, und die Abendluft strich kosend und lau um Friedel Sorbagens glühende Wangen.

An einem Tische neben ihnen nahmen neue Gäste Platz; unwillkürlich sah Hans auf und starrte wie hypnotisiert die junge Dame an, die in Gesellschaft einer etwas älteren Frau nahm und bei dem dienstfertig herzuwinkenden Kellner ihre Bestellung machte. Der süße Wahn, der zwei junge Menschenfänger umspannen hatte, war zerrissen, Friedel folgte den Blicken ihres Verlobten und auch die Eltern waren aufmerksam geworden. Wie der Kellner sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfte, die Damen schienen hier nicht zum erstenmal zu sein. Und wenn auch, so war die Schönheit der jüngeren wohl in der Tat, auch ein Kellnerherz in Flammen zu versetzen. Eine schmale feingliedrige Gestalt, auf der das Köpfchen einer Gemme thronte, um das sich kunstvoll rötlich-braunes lüppiges Haar haushete, dazu die großen blauen Augen von dichten dunklen Wimpern umgeben. Grazilös umhüllte das elegante moderne grüne Seidenkleid die Figur und über den schmalen Rinderschultern lag schützend ein breiter kostbarer Hermelin. Ein großer Hut mit köstlichen weißen Straußenfedern kleidete das süße Antlitz entzückend.

(Fortsetzung folgt.)



Mit bössartigen Leuten leben, kann leicht dazu veranlassen, daß man selbst böse wird.

Zur Psychologie der Front

werden im nächsten Heft der von Dr. Adolf Grebowitz herausgegebenen „Zeitschrift für Politik“ zwei Beiträge veröffentlicht, die die besonderen seelischen Erscheinungen, die das Leben in der Front zur Folge hat, zu erfassen suchen. Der Professor der Rechte an der Frankfurter Universität Dr. Hans Peters hebt hervor, wie trag der anstrengenden unermüdlichen Mannigfaltigkeit in den veröffentlichten Selbstpostskriphen jedes individuelle Gefühl in der Front sich in eine Erscheinung der Massenpsychologie verwandelt. „Eine Granate schlägt in die Truppe und schafft zahlreiche Verwundete und Tote; die Reaktion ist bei jedem einzelnen zunächst verschieden, sprachlos Schrecken, Schreien, Weinen, Lachen — nach wenigen Minuten war die Reaktion gleichartig, nämlich vollkommenes Schweigen. Das individuelle Gefühl wird umgestaltet. Das ist der Prozeß, dem der Neuankommende sich unbewußt stärker und stärker unterwirft; die Resonanz auf alle Erlebnisse wird einheitlich gestimmt.“ Der selbstverständliche Hintergrund aller Einzelergebnisse ist ein Gemeinsamkeitsgefühl, das auf einer Aktivität beruht, und diese Aktivität ist der Kampf. Diese Gemeinschaft ist tiefer und froher, als wenn die gemeinsame Gefahr das einigende Band wäre: das Gefühl des Verbundenheits umfaßt alle, die diese Tätigkeit ausüben, es macht auch nicht an Trappengattungen Halt und umfaßt die Unterführer mit. „Verdrängt das Gemeinsamkeitsgefühl auf der gemeinschaftlichen Not, so mühte es seine lebhaftesten Wirkungen gegenüber Verwundeten äußern. Aber das ist wiederum unser aller Erfahrung in der Front: der Verwundete scheidet dem Gefühl nach unbedingt und sofort aus der Gemeinschaft aus, er kann die Tätigkeit nicht mehr ausüben, die die Grundlage der Gemeinschaft ist.“ Ein weiteres Kennzeichen der Aktivität aber ist das Leben in der Gegenwart. „Und so verschwindet für das Leben in der Front Vergangenheit und Zukunft, es gibt keine „Ziele“, sofern das ein Moment des Zukünftigen enthält, es gibt nur den Zustand, in dem wir leben: die Be-

Kämpfung des Feindes. Das „wofür“ des Kampfes oder gar das „aus welchen Anlässen“ spielt für das Bewußtsein der Front nicht die geringste Rolle; daher wird der Gegner auch nicht gehaßt — Hahngesänge à la Bissauer sind in der Front völlig unverständlich. Der Krieg in der Front ist ein Zustand mit eigenem, nur auf die Gegenwart gestelltem Bewußtsein.“ Trotzdem hat aber die Stimmung an der Front ihre Unerschütterlichkeit, die das Bewußtsein des Deutschen ihr gibt und erhält. — Auch Dr. Erich Overth betont in seinen Ausführungen über den Feldsoldaten das Leben der Tat und die große Gemeinsamkeit an der Front: Diese Aktivität und Gemeinsamkeit zieht sich durch das ganze Leben da draußen; alle wesentlichen Erlebnisse des Krieges lassen sich unter die beiden Begriffe bringen. „Nicht nur Zeitgenosse zu sein von weltgeschichtlichen Ereignissen und Menschen — an sich schon ein hoher Wert —, auch nicht nur draußen zu sein und alles mitanzusehen, sondern Weltgeschichte mitzumachen, das ist für große Schichten im Heere eines der wesentlichsten Gefühlsmomente.“ Jeder einzelne Mann kommt sich noch besonders erhöht vor durch eine veränderte Dienstauffassung, die ihn überall begegnet.

Die Selbstständigkeit des Handelns, auf die schon im Frieden hingearbeitet wird, wird draußen dem einfachen Mann dauernd überlassen. „Man nimmt von vornherein an, daß er angesichts des Ernstes der Lage tun werde, was man von ihm erwarten muß, und es zeigt sich bald, daß dieses Vertrauen, das Lust und Liebe zur Sache fördert, gerechtfertigt ist. Es geht ja für jeden einzelnen auch um das eigene Leben. Wenn der Posten schläft, ist er selber der Nächste, der daran glauben muß, falls ihn der Feind überrascht; und wenn der Mann sein Gewehr nicht reinigt, sondern es einrostet läßt, so ist er wehrlos und wird selber den größten Schaden davon haben. Im Kriege regelt sich eben vieles auf eine höchst einfache und sozusagen gesunde Weise von selbst.“ Im Felde wird allen nicht nur mehr zugemutet als im Frieden, sondern auch mehr zugehört, und man kann mehr leisten, weil die volle Wirklichkeit das richtige Verhalten sozusagen selbst diktiert. Es ist nicht nur ein Notbehelf, wenn draußen Unteroffiziere Zugführer werden, junge Leutnants Kompanien und Hauptleute Bataillone führen; das geht im Kriege nicht nur deshalb, weil es gehen muß, sondern es geht viel besser, als es im Frieden gehen könnte. So sieht sich eigentlich jeder erhöht, und dies kommt der allgemeinen Freudigkeit und dem Mut der Verantwortung zugute. Das aktive Element ist auch ein Gegengewicht gegen das passive Gefühl der Todesangst. Alles Handeln lenkt ab; wer Aufgaben hat, denkt nicht an das Leiden, sondern eben an das Handeln, und es bleibt draußen in den gefährlichsten Tagen kaum Zeit, über die Gefahr nachzudenken oder ihr vorzuziehen. Die Angst wäre auch das Allerschlimmste, weil sie verblendet und verblödet; wer Furcht hätte, würde unsichere Bewegungen machen und nicht genügend auf den Feind und die anderen Umstände aufpassen. Deshalb leidet die Truppe auch am schwersten, die lange anständig im Feuer ausbarren muß, und andererseits ist das Gefühl einer Armee, im ganzen erfolgreich zu sein, vorwärts zu kommen, für ihre Tapferkeit sehr wesentlich. „Die Russen, die aus der Verteidigung einer festen Stellung durchaus nicht leicht wegsaufen, laufen am leichtesten, wenn ihnen ein feindlicher Bajonettangriff droht; vielleicht nicht, weil sie die blankte Waffe mehr fürchten als Kugeln, sondern weil das Erwarten des feindlichen Angriffs über ihre Nerven geht. Auch wir geben zu, daß wir lieber angreifen als im Graben einen feindlichen Sturmangriff, falls er nahe heran kommt, aushalten. Selbsttätigkeit und Freiwilligkeit erleichtern immer.“ Die enge Gemeinschaft, in der man alles tut und trägt, erleichtert im Felde auch das Schwerste. „Das Gefühl, das einem bereitet sein kann, ist so allgemein, daß diese Vorstellung schließlich überwältigt und ein weiteres Nachdenken darüber hemmt. Es handelt sich um eine Massenerscheinung ungeheurer Art und ihr gegenüber spielt zwar kann der sonst beliebte, aber nicht immer verfangende bewusste Trost mit, daß es andern auch nicht anders ergehe; man sagt sich auch nicht nur: „Warum willst gerade du Anspruch erheben auf etwas Besonderes?“, sondern viel wirksamer noch ist das sozial-psychologische unbewusste Moment, daß man innerlich ganz in der Masse aufgeht, von ihr verschlungen, aber auch erhoben wird, so daß man Anteil gewinnt auch an dem Gesamtwert des Ganzen. Man geht eben innerlich so in der Masse unter, daß man keine Regung verspürt, sich auszunehmen.“

Aus der Kriegszeit.

Die schönen Tage von Bialostok. Der wichtige Osternbahnkreuzpunkt Bialostok, der bei dem Vormarsch unserer Truppen auf Prest-Witowsk jetzt so oft erwähnt wird, besitzt ein altes, einst hochberühmtes Schloß, das in der Erinnerung jedes Polen von romantischem Schimmer verklärt ist. Es spielte in den polnischen Freiheitskämpfen des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine große Rolle; gehörte es doch damals dem „Kastellan von Krakau“, wie der höchste Würdenträger des altpolnischen Reiches hieß, Grafen Branicki, dessen Gattin eine Schwester des letzten „legitimen“ Polenkönigs Stanislaus August Poniatowski war. Er hat in Bialostok, das vielleicht richtiger Bialostok geschrieben wird, manche glückliche Stunde verlebt, ehe ihn Kaiserin Katharina II., die ihn einst gekrönt hatte, zu Grodno in Ketten legen und nach Petersburg führen ließ. Dort büßte er in einem langen grausamen Todeskampfe sein Vertrauen auf ein russisches Kaiserwort und russische Treue. Eine Groznichte dieses unglücklichen Schattenkönigs, Gräfin Anna Bonjowicz, hat die alte Herrlichkeit des Bialostoker Schlosses lebendig geschildert. „Französische Tapisserien, die mit großen Kosten verschrieben waren, hatten Mobiliar, Spiegel, Holzbekleidungen mitgebracht, die des Versailler Schlosses würdig gewesen wären. Die Säle waren von gewaltigen Proportionen, die Bestühle mit Marmorsäulen geschmückt. Die Anordnungen des Parkes, die verschiedenartigen prachtvollen Treibhäuser, die herrliche Orangerie — das Ganze machte aus Bialostok eine in der Tat königliche Residenz.“ Zu Lebzeiten der Witwe des Kastellans von Krakau gab es im Winter eine französische und eine polnische Schauspielertruppe, auch eine Ballettgesellschaft im Schloß. Das Theater, von einem italienischen Architekten erbaut, faßte 300 bis 400 Personen. Alle diese Herrlichkeit veränderte langsam, seit 1794 Kosziuskos unglücklicher Aufstand den Russen unter dem fluchbeladenen Feldmarschall Suwaroff ertrotzt, der Vorwand gab, das Land ringsum auf das grauenvollste zu verheeren. Zwar hatten Großfürst Paul, der spätere Zar, und seine Gemahlin sich einige Tage in Bialostok aufgehalten, als sie unter dem Namen „Graf und Gräfin du Nord“ jene bedenkliche Reise antraten, die damals ganz Europa beschäftigte (wie wenigstens die Gräfin Bonjowicz notiert), aber die alten schönen Tage von Bialostok kamen nicht wieder. Französische Emigranten ließen es sich hier später bei der berühmten alten polnischen Gastfreundschaft wohl sein und Ludwig XVIII., der unter dem Inkognito eines Grafen de Ville einer Einladung Kaiser Pauls nach Witau folgte, machte hier kurze Rast. . . . Später wurde Bialostok von den Erben der Kastellarin von Krakau an Kaiser Alexander I. verkauft, der im Schloße alles beim alten ließ. Kaiser Nikolaus hat dann die vielbewunderte Orangerie nach Petersburg schaffen lassen und aus dem Schloß ein Pensionat gemacht.

Bilder hinter der französischen Front. Eine Anzahl Ausschnitte aus dem Leben und der Landschaft hinter der französischen Front, aus jenem Frankreich, das den Zivilisten, Verwundeten, Urlaubern, Frauen und Kindern betrocknet ist und in dessen Mittelpunkt Paris steht, wird von dem englischen Schriftsteller G. Ward Price in der „Daily Mail“ wiedergegeben: „Oft sind es kleine, geräuschlose Ereignisse und Bilder, die den Hauch des Krieges plötzlich fühlbar machen. Auf einem kleinen Bahnhof, einige Kilometer vor Paris, sah ich eine Gruppe französischer Verwundeter, die, auf der Reise vom Lazarett in ein Erholungsheim, Rast hielten. Einige hatten den Arm in der Binde und im Gesicht noch den brennenden Ton vom Leben im Freien, andere — Schwererwundete — waren bleich und von unsicherer Haltung. Ein rauher Unteroffizier, eine Liste in der Hand, rief die einzelnen Namen auf, und die Verwundeten erhoben sich von den Bänken des Wartesaals. „Hagot!“ rief der Unteroffizier. „Hier!“ antwortete ein Mann und blieb ruhig hinter dem Tisch sitzen. „Stehen Sie auf, Mann!“ rief der Unteroffizier. „Aber...“ wollte der Soldat entgegnen. Doch der Unteroffizier heffte: „Stehen Sie auf!“ Da stützte der Mann eine Hand auf die Tischplatte, die andere lehnte er schwer auf die Schulter des neben ihm sitzenden Kameraden. Dann streckte er die Arme mit einer Kraftanstrengung, so daß sein Körper sich erhob — und man sah, daß er keine Wunde hatte. Der Unteroffizier

richtete sich unwillkürlich strammer auf. „Entschuldigen Sie“, murmelte er, „ich wußte nicht...“ Ein anderes Bild: In den Gartenanlagen der Champs Elysées. Die hübschen Kinder, die wie große Puppen gekleidet sind, spielen auch in diesem Jahr Ball und Gaiques zwischen den bunten Blumen. Ihr Lachen tönt hell wie sonst, und man könnte meinen, daß es nichts gibt, was sie an den Krieg zu gemahnen vermöchte. Doch manchmal, wenn die Kinder atemlos ihr Spiel unterbrechen, blicken sie auf die Stühle und Bänke ringsum — und dann müssen auch ihre jungen Seelen erfahren, daß es Krieg gibt. Denn in den Reihen der Mütter, die sie bewachen, sehen die Kinder viele traurige, schwarze Kleider, und manche Mutter hat ein rotgeweintes Gesicht... Draußen auf dem Rande kann man beobachten, daß der Zug der Touristen nach den früheren Schlachtfeldern bereits begonnen hat. Man bestiegt in Paris den Zug, der nach Meaux fährt; und dort angekommen, erwirkt man sich von dem Stationsoffizier die Erlaubnis, die Gegend zu durchstreifen. Und man fährt im Wagen durch die Täler und Felder, die vor einem Jahre der Schaulust der Schlachten waren. Und bald sieht man die Gedenkzeichen: es sind die zähllosen Kreuze, die auf den Feldern aufragen. Weiße Kreuze bezeichnen die Gräber der Franzosen, schwarze stehen ernst und reglos auf den Stellen, wo ein gefallener Deutscher ruht. Und man erblickt Häuer, die von Schrapnells getroffen wurden, und Brücken, die zerstört an beiden Seiten der Ufer liegen. Ein Gasthaus am Wegesrand trägt ein Schild mit der Aufschrift „Gasthof zur Granate“. Sicherlich werden die Touristen, die nach Jahren diese Gegend besuchen, sich nicht vergegenwärtigen können, daß der Krieg hier herrschte; eifertig ist die Natur bemüht, die Schäden wieder gut zu machen, die ihre ungehorsamen Kinder verursacht haben.

Winterrucht in Italien. Trotz aller rigorosen Maßnahmen der italienischen Zensur bringen immer von neuem beunruhigende Nachrichten über die großen Verluste und die Leiden der Soldaten in weite Kreise des italienischen Volkes, die einen tiefen Eindruck hervorrufen. In letzter Zeit mehren sich die Klagen über die furchtbaren Wirkungen der Kälte, die in den verschneiten Gebietsregionen der heutigen Kämpfe immer empfindlicher wird, und gegen die die italienischen Soldaten nur ganz ungenügend geschützt sind. Mit banger Sorge sieht daher Italien, so schreibt uns ein Mitarbeiter, dem kommenden Winterfeldzug entgegen, der in den verschneiten Südalpen jede Angriffsmöglichkeit immer mehr verhin dert. Und die Verteidigung wird um so hoffnungsloser, als bereits zu normalen Zeiten erst der Winter die Mangelhaftigkeit aller Organisationen zu enthüllen pflegte, die der Sommer mit seinem milden, abgesehen von den Malaria-ebenen gesunden Klima zu verschleiern wußte. Zunächst übt Regen und Kälte auf die Stimmung des Italiensers sogleich eine höchst niederschlagende Wirkung aus. Seine Impulse verstummen. Er empfindet Unlust zu denken und zu arbeiten. Vornehmlich in der südlichen Hälfte ist das arbeitende Volk im Winter den Mühseligkeiten gewöhnt, da auch auf dem Lande den Sommerarbeiten wenig Vorsorge gewidmet wird. Kaum weht die erste Tramontana, so zieht der Südländer schon den Kopf in den Rock, denn Mantel gibt es selten im Volk. Ebenfalls gibt es auszeichnende Wollschafe. Nur einen Schal sucht sich jeder zu beschaffen, den er über Hals und Mund schlägt. Dabei ist die Haut des Italiensers so empfindlich, daß die meisten während der Kälte große Frostbeulen (Gelone) an Händen und Füßen haben. An wärmenden Wollschafen fehlt es sogar in den kalten Bergen, wo die Frauen Strümpfe auch für die kalte Jahreszeit aus dicker Baumwolle anfertigen. In der südlichen Ebene fällt allerdings die Temperatur selten unter 0 Grad. Während der Piemontese, der Venezianer und Lombarder mehr abgehärtet ist, dürfte der zum Kriegsschauplatz dorthin gezogene Südländer im Winter völlig versagen. Mit welch unermüdlichem Fleiß mußten vorigen Winter die deutschen Frauen trotz der vortrefflich organisierten Vorsorge der Verwaltung Wollschafe stricken, um damit die Kämpfer zu bedenken. Die italienische Frau im Volk aber besitzt keinen Vorrat im Hausstand. Sie hat schon genug zu tun, unablässig die mangelhaften Stücke für sich und die Kinder auszubessern und zu waschen. Wo sollte sie bei ihrer ohnehin zum Plegma neigenden Natur die Zeit finden, für die Allgemeinheit Liebesgaben zu arbeiten? Zu dieser mangelhaften Ausrüstung kommt noch, daß der Süd-

länder einen unüberwindlichen Widerwillen gegen künstliche Erwärmung nicht abulegen vermag. Er glaubt, davon krank zu werden, und leidet gelegentlich lieber wochenlange Kälte, ehe er sein Zimmer heizt. Es ist ihm z. B. unfassbar, wie der Nordländer bei 10 bis 15 Grad Kälte sich in einem warmen Zimmer aufhalten kann, ohne beim Hinaustreten durch den großen Gegensatz sogleich zu erstarren! Auch gebildete Italiener, die ich im Winter dauernd unter starken Erkältungserscheinungen leiden sah und den Rat gab, ihre Wohnung zu erwärmen, wiesen schauernd diese Zumutung zurück, weil sie glaubten, alsdann für ihre Gesundheit noch mehr fürchten zu müssen. Im Winter sind die meisten mit rheumatischen Schmerzen behaftet. Dabei erfordert das südliche Klima der Wintermonate in mancher Beziehung viel gründlichere Abwehrmittel als im Norden. Vor allem die in den höheren Regionen frühzeitig einsethenden Wolkendrücke und Stürme, die oftmals eine Woche lang ohne Unterbrechung anhalten, durchnässen Menschen und Erde in gefährlicher Weise, zumal es überall an zweckmäßiger Unterkunft fehlt. Alles, was im langen Sommer vernachlässigt wurde: Wohnungen, Schmutz, Kleidung usw., rächt sich dann aufs empfindlichste. Die Widerstandskraft des Südländers sinkt dabei zum Nullpunkt des Schlafs herab. Die Militärverwaltung ist außerstande, den Übeln des Winters für eine große Armee durch entsprechende Schutzmittel abzuwehren, da bereits zur Sommerausrüstung die private Wohltätigkeit zahlreicher Landfrauen Norditaliens zu Hilfe gezogen werden mußte. Die Frauen Süd- und Mittelitaliens aber sind unfähig, Militärkleider zu nähen, die für den Winter ohnehin sechsstündige Handwerker erfordern. Nehmen wir dazu noch die sich mehrende Kohlen- und Lebensmittelnot, so ist die Panik begreiflich genug, die das italienische Volk bei der Aussicht auf einen Winterfeldzug erfüllt.

Von der Speckkarte und anderen „Kriegskarten“. Der Krieg hat uns neben der eigentlichen „Kriegskarte“, auf der wir den Schauplatz der militärischen Operationen bis in alle Einzelheiten verfolgen können, noch andere Karten beschert, die ebenfalls „Kriegskarten“ genannt werden können, auch wenn sie in das kartographische Gebiet nicht hinein gehören: Die Brotkarte, unter deren Zeichen wir bisher auf das wirksamste der englischen Aushungerungspolitik begegnen konnten, die Fleischkarte und die Kartoffelkarte. Zu diesen tritt neuerdings, so schreibt uns ein Mitarbeiter, die Speckkarte, das ist eine Karte, die seitens einer Anzahl von Gemeinden, darunter von der Schöneberger Stadtverwaltung, eingeführt worden ist und die ihren Inhaber berechtigt, ein gewisses Quantum des sogenannten Magistratsfettes zu kaufen, d. i. desjenigen Specks, den sich der Magistrat in größeren Mengen besorgt hat, um ihn zu billigeren als den ortsüblichen Kriegspreisen an die Bürger der Gemeinde abzugeben. Unter „Speckkarte“ und „Speckkarten“ verstand man bisher freilich etwas anderes; der Kartenspieler bezeichnete damit solche Karten, die infolge allzu langen Gebrauchs flebrig, also speckig geworden waren, und die er deswegen mit Enttäuschung zurückwies. Jetzt werden die Kartenspieler in einem solchen Falle allerhöchstens noch von „speckigen Karten“ reden dürfen. Des Wort „Karte“ gehört zu denjenigen Ausdrücken unserer Sprache, die allein für sich gebraucht je nach dem Zusammenhang ganz verschiedene Bedeutungen annehmen können. Wenn man die Redensart gebraucht „Etwas auf eine Karte sehen“, so bedeutet hier das Wort etwas anderes als in der Aufforderung „Bitte um Ihre Karte“, die ein Student an einen anderen richtet, und diese Karte ist wieder eine andere als die, die man vom Kellner verlangt. Daß Wort „Karte“ ist übrigens auch ein Fremdwort, wie uns schon seine französische und italienische Form *carte* und *carta* zeigen. Ihm liegt das lateinische Wort *charta* zugrunde, mit dem ursprünglich das aus der ägyptischen Papyrusstaube hergestellte Papier bezeichnet wurde. Auch dem schärfsten Sprachreiner wird es aber selbstverständlich nicht einfallen, die Entfernung eines so unentbehrlichen und guteingebürgerten Fremdwortes wie „Karte“ aus unserer Sprache verlangen zu wollen. Das schöne Wort „Speckkarte“ stellt jedenfalls eine sehr angenehme Erweiterung des Anwendungsgebietes des Wortes „Karte“ dar. Angenehm muß uns das Wort besonders deswegen sein, weil unsere Feinde daraus erschen müssen, daß ein Volk, in dem Speckkarten ausgegeben werden, von dem Verhungern noch sehr weit entfernt ist.